

Leonora Carrington

Das Haus der Angst

Bibliothek Suhrkamp

SV

Band 1427 der Bibliothek Suhrkamp

»Wo kommen auf einmal diese beiden sonderbaren Gestalten her, die langsam die Straße entlanggehen, gefolgt von tausend Zwergen? Ist das der Mann, den man wegen seiner sanften und grimmigen Gemütsart Loplop, den obersten der Vögel, nennt? ... Und die Frau, um deren Oberarm sich eine dünne Blutspur windet – sollte das etwa die Windsbraut sein?« So fragt Max Ernst in seiner Einleitung zur Titelgeschichte dieses 1988 von der »Windsbraut« zusammengestellten Bandes, der fünf weitere Erzählungen und zwei Romane (»Der kleine Francis« und »Unten«) enthält.

Leonora Carrington (geboren 1917) entfloh früh dem großbürgerlichen Milieu, um mit Max Ernst, »Loplop«, nach Paris und dann weiter nach Südfrankreich zu ziehen. Ihr Schlüsselroman »Der kleine Francis« (hier zum ersten Mal auf deutsch) schildert, phantastisch verkleidet, die Erlebnisse des Sommers 1937 im provenzalischen Saint-Martin-d’Ardèche. Max Ernst wurde nach Ausbruch des Krieges interniert. Als Carringtons Befreiungsbemühungen fehlschlagen, floh sie nach Spanien. Unterwegs wurde sie wahnsinnig. »Unten«, ihr berühmter Bericht, beschreibt den Abstieg in das Reich des Wahns und wie sie ihm unter Aufbietung aller Willenskräfte entkam – und endet mit einem Postskriptum aus dem Jahr 1987. Da wohnte Leonora Carrington, die Malerin, Autorin, Surrealistin, schon seit vielen Jahren, hochberühmt und kaum erreichbar, in Mexiko.

Leonora Carrington Das Haus der Angst

Aus dem Französischen
und Englischen übersetzt
von Heribert Becker
und Edmund Jacoby
Nachwort von
Christiane Meyer-Thoss

Suhrkamp Verlag

Titel der 1988 im New Yorker Verlag
E. P. Dutton erschienenen Originalausgabe:
The House of Fear – Notes from Down Below

Erste Auflage 2019
Suhrkamp Verlag Berlin
© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2008
Copyright 1988 by Leonora Carrington
Weitere Copyrightangaben am Schluß des Bandes
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlags reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Umschlag: Willy Fleckhaus
Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-24212-4

Das Haus der Angst

Max Ernst
Loplop stellt die Windsbraut vor

Auf der Schwelle des einzigen, aber überwältigend großen Hauses einer aus Donnerstein errichteten Stadt liegend, halten sich zwei Nachtigallen eng umschlungen. Das Schweigen der Sonne waltet über ihrem Treiben. Die Sonne streift ihren schwarzen Rock und ihre weiße Bluse ab.

Man sieht sie nicht mehr. Mit lautem Getöse bricht auf einmal die Nacht herein.

Seht diesen Mann dort: Bis zu den Knien im Wasser, steht er stolz da. Wilde Liebkosungen haben auf seinem herrlichen perlmutternen Leib ihre leuchtenden Spuren hinterlassen. Was zum Teufel treibt dieser Mann mit dem türkisfarbenen Blick, mit Lippen, die purpurrot sind von edlen Begierden? Dieser Mann hellt die Landschaft auf.

Was zum Teufel treibt diese weiße Wolke? Diese weiße Wolke entweicht zischend einem umgestürzten Korb. Sie beseelt die Natur.

Wo kommen diese beiden sonderbaren Gestalten her, die langsam die Straße entlanggehen, gefolgt von tausend Zwergen? Ist das der Mann, den man wegen seiner sanften und grimmi-gen Gemütsart Loplop, den obersten der Vögel, nennt? Auf seinem gewaltigen weißen Hut hat er mitten im Flug einen außergewöhnlichen Vogel mit smaragdgrünem Gefieder, mit krummem Schnabel, mit hartem Blick gestoppt. Er hat keine Angst. Er kommt aus dem Haus der Angst. Und die Frau, um deren Oberarm sich eine dünne Blutspur windet – sollte das niemand anderer als die Windsbraut sein?

Pferde an allen Fenstern: »Guten Tag, Cousin, guten Tag, Cousine. Welcher günstige Wind hat euch hergeweht?«

Ob günstiger oder widriger Wind – ich stelle euch die Windsbraut vor. Wer ist die Windsbraut? Kann sie lesen? Schreibt sie fehlerlos Französisch? Aus welchem Holze ist sie geschnitzt?

Aus dem Holze ihres intensiven Lebens, ihres Geheimnisses, ihrer Poesie. Sie hat nichts gelesen, doch sie hat alles getrunken. Sie kann nicht lesen. Und doch hat die Nachtigall sie auf dem Stein des Frühlings sitzend lesen gesehen. Und obwohl sie nicht laut las, hörten ihr die Tiere und die Pferde bewundernd zu.

Denn sie las DAS HAUS DER ANGST, diese wahre Geschichte, die ihr gleich lesen werdet, diese Geschichte, die in einer schönen, wahren und reinen Sprache geschrieben ist.

Das Haus der Angst

Eines Tages, gegen halb eins um die Mittagszeit, begegnete ich bei einem Spaziergang durch ein gewisses Stadtviertel einem Pferd, das mich anhielt. »Kommen Sie«, sagte es, »ich muß Ihnen etwas unter vier Augen zeigen.« Es wies mit dem Kopf auf eine enge, düstere Straße. »Ich habe keine Zeit«, erwiderte ich, und dennoch folgte ich ihm gegen meinen Willen. Wir gelangten zu einer Tür, an die pochte das Pferd mit seinem linken Huf. Die Tür öffnete sich. Wir traten ein. Ich werde zu spät zum Essen kommen, sagte ich mir. Vor mir standen ein paar Geschöpfe in Kirchengewändern. »Gehen Sie doch die Treppe hinauf«, sagten sie zu mir, »Sie werden unser hübsches Parkett sehen. Es ist ganz aus Türkis, und die einzelnen Dielen sind mit Gold zusammengefügt.« Verwundert über diese Gastfreundschaft nickte ich zustimmend und bedeutete dem Pferd, es möchte mir doch diesen Schatz zeigen. Die Treppe hatte riesige Stufen, doch wir stiegen mühelos hinauf, das Pferd und ich. »Wissen Sie, so schön ist es auch wieder nicht«, sagte es leise zu mir, »aber man muß ja irgendwie seinen Lebensunterhalt verdienen, nicht wahr?« Plötzlich sah man das Parkett, das den Boden eines großen, leeren Zimmers schmückte. Dieses Parkett war von leuchtend blauer Farbe, und seine einzelnen Dielen waren mit Gold zusammengefügt. Ich sah es mir höflich an, und das Pferd sagte mit nachdenklicher Miene: »Nun ja, sehen Sie, diese Beschäftigung ödet mich an, ich tue es nur des Geldes wegen. In Wirklichkeit aber gehöre ich nicht hierher. Ich werde Ihnen das da am nächsten Festtag zeigen!« Dieses Pferd ist tatsächlich kein gewöhnliches Pferd, sagte ich mir, das merkt man sofort. So entschloß ich mich, seine nähere Bekanntschaft zu machen:

»Ich werde auf Ihrem Fest sein«, versicherte ich. »Allmählich empfinde ich eine gewisse Sympathie für Sie.«

»Sie selber sind auch besser als die üblichen Gäste«, erwiderte das Pferd. »Ich bin sehr wohl imstande, gewöhnliche Leute von solchen zu unterscheiden, die ein gewisses Begriffsvermögen haben. Ich besitze die Gabe, eine Persönlichkeit auf Anhieb zu durchschauen.«

Ich lächelte beunruhigt.

»Und das Fest?«

»Das ist heute abend. Ziehen Sie sich warm an.«

Das war eine sonderbare Aufforderung, denn draußen war herrlichster Sonnenschein.

Als wir die im rückwärtigen Teil des Raums gelegene Treppe hinabstiegen, stellte ich erstaunt fest, daß das Pferd viel besser damit zurechtkam als ich. Die Kirchenleute waren weg, und ich verließ das Haus, ohne gesehen zu werden. »Um neun Uhr«, sagte das Pferd. »Ich hole Sie ab. Sagen Sie dem Pförtner Bescheid.«

Auf dem Heimweg fiel mir ein, daß ich das Pferd eigentlich zum Abendessen hätte einladen müssen. Auch egal, sagte ich mir. Ich kaufte einen Kopfsalat und Kartoffeln. Zu Hause angekommen, machte ich ein wenig Feuer, um mein Abendessen zuzubereiten. Ich trank Tee, dachte an die Ereignisse des Tages und vor allem an das Pferd, das ich trotz unserer noch kurzen Bekanntschaft bereits als einen Freund ansah. Ich hatte nur wenige Freunde und war glücklich, mit einem Pferd befreundet zu sein. Nach dem Essen rauchte ich eine Zigarette und dachte daran, wie herrlich es wäre auszugehen, statt mit mir selber zu plaudern und mich mit den ewig gleichen Geschichten, die ich mir fortwährend vorerzählte, zu Tode zu langweilen. Ich bin trotz meiner enormen Intelligenz und meines tadellosen Aussehens eine sehr langwei-

lige Person, und keiner weiß das besser als ich selber. Oft habe ich mir eingeredet, ich würde vielleicht, böte man mir nur die Gelegenheit dazu, der Mittelpunkt der intellektuellen Gesellschaft werden, aber durch das viele Plaudern mit mir selber neige ich dazu, immer wieder dieselben Dinge zu sagen. Nun ja, ich bin halt eine Einzelgängerin. Während ich so vor mich hin grübelte, klopfte mein Freund, das Pferd, mit solcher Wucht an meine Tür, daß ich fürchtete, die Nachbarn würden sich beschweren. »Ich komme«, rief ich.

In der Dunkelheit konnte ich kaum die Richtung erkennen, die wir einschlugen. Ich rannte neben dem Pferd her und hielt mich an seiner Mähne fest. Wenig später bemerkte ich vor, hinter und neben uns andere Pferde, deren Zahl in der weiträumigen Landschaft immer größer wurde. Sie blickten starr geradeaus, und jedes von ihnen hatte etwas Grünzeug im Maul. Sie waren in großer Eile, und der Boden erdröhnte unter dem Lärm ihrer Hufe. Es wurde beißend kalt.

»Dieses Fest findet jedes Jahr statt«, sagte das Pferd.

»Es sieht aber nicht so aus, als freuten sie sich darauf«, entgegnete ich.

»Wir besuchen das Schloß der Angst, sie ist die Hausherrin.«

Dieses Schloß lag nun vor uns, und das Pferd erklärte mir, es sei aus Steinen errichtet, in denen sich die Kälte des Winters speichere. »Innen ist es noch kälter«, sagte es. Beim Betreten des Hofes stellte ich fest, daß es nicht gelogen hatte. Alle Pferde zitterten vor Kälte und klapperten mit den Zähnen wie mit Kastagnetten. Ich hatte den Eindruck, daß sämtliche Pferde der Erde bei diesem Fest zugegen waren. Alle hatten verquollene, starr blickende Augen und gefrorenen Schaum vor dem Maul. Vor Entsetzen wagte ich nicht zu

sprechen. Im Gänsemarsch gelangten wir in einen großen, mit Pilzen und anderen Nachtgewächsen ausgeschmückten Raum. Alle Pferde setzten sich auf ihr Hinterteil und streckten die Vorderbeine steif von sich. Sie blickten um sich, ohne den Kopf zu bewegen, und dabei war nur das Weiß ihrer Augäpfel zu sehen. Ich hatte furchtbare Angst. Vor uns lag auf einem riesengroßen, in romantischer Art schräg gestellten Bett die Hausherrin: die Angst. Sie hatte eine entfernte Ähnlichkeit mit einem Pferd, aber einem sehr häßlichen. Ihr Morgenrock bestand aus lebenden Fledermäusen, die an den Flügeln zusammengenäht waren. Nach ihrem Zappeln zu urteilen, gefiel ihnen das gar nicht.

»Liebe Freunde«, sagte die Herrin und brach in Tränen aus, »dreihundertfünfundsechzig Tage lang habe ich überlegt, wie ich euch heute abend am besten unterhalten kann. Das Nachtmahl wird wie gewöhnlich sein. Jedem stehen drei Portionen zu. Aber außerdem habe ich ein neues Spiel für euch, das ich besonders originell finde, denn ich habe mir lange den Kopf darüber zerbrochen, wie ich es vervollkommen könnte. Ich hoffe von ganzem Herzen, daß ihr alle beim Spielen dieses Spiels dieselbe Freude empfinden werdet, die ich selber beim Ersinnen seiner Regeln empfunden habe.«

Eine tiefe Stille folgte. Dann fuhr sie fort:

»Ich werde euch nun mit allen Einzelheiten bekannt machen. Ich werde selber das Amt des Schiedsrichters übernehmen, und wer gewonnen hat, entscheide ich. Ihr müßt alle so schnell wie möglich von einhundertzehn bis fünf zählen und dabei an euer eigenes Schicksal denken und Tränen für jene vergießen, die vor euch dahingegangen sind. Gleichzeitig müßt ihr mit dem linken Vorderhuf den Takt zu den *Wolgaschiffen*, mit dem rechten Vorderhuf zur *Marseillaise* und

mit den beiden Hinterbeinen zu *Wo bist du, meine letzte Sommerrose?* klopfen. Ich habe mir noch ein paar andere Einzelheiten ausgedacht, aber die habe ich weggelassen, um das Spiel zu vereinfachen. Laßt uns jetzt anfangen, und vergeßt eines nicht: Ich kann zwar vielleicht nicht den ganzen Saal im Auge behalten, aber der liebe Gott sieht alles.«

Ich weiß nicht, ob es die Kälte war, die eine solche Begeisterung entfachte, jedenfalls begannen die Pferde mit den Hufen auf den Boden zu trampeln, als wollten sie hinab in die Abgründe der Erde. Ich rührte mich nicht vom Fleck, denn ich hoffte, die Herrin würde mich nicht sehen, aber ich hatte das bedrückende Gefühl, daß sie mich mit ihrem großen Auge (sie hatte nur eins, aber das war zehnmal größer als ein gewöhnliches Auge) sehr wohl bemerkte. Ich verharrte so fünfundzwanzig Minuten lang, aber ...

Die ovale Dame

Die ovale Dame

Eine große, sehr schlanke Dame stand an ihrem Fenster. Auch das Fenster war sehr hoch und schmal. Das Gesicht dieser Dame war blaß und traurig. Sie bewegte sich nicht vom Fleck, und nichts rührte sich in dem Fenster außer der Fasanenfeder, die sie im Haar trug. Diese leicht zitternde Feder zog meinen Blick auf sich. Sie war so unruhig in diesem Fenster, wo sich sonst nichts rührte! Es war das siebente Mal, daß ich an dem besagten Fenster vorbeiging. Die traurige Dame stand immer noch unbewegt da, und trotz der Kälte, die an jenem Nachmittag herrschte, blieb ich stehen. Vielleicht waren die Möbel genauso lang und schmal wie sie und das Fenster. Vielleicht hatte sich die Katze, sofern es eine gab, ihren eleganten Proportionen angepaßt. Ich wollte es wissen, ich war krank vor Neugierde; mich überkam eine unwiderstehliche Lust, in das Haus hineinzugehen, nur um mir Klarheit zu verschaffen. Ehe ich recht begriff, was ich tat, stand ich im Eingang. Die Tür ging leise hinter mir zu, und zum ersten Mal in meinem Leben befand ich mich in einer richtigen Aristokratenwohnung. Es war überwältigend. Schon die Stille, die dort herrschte, war so vornehm, daß ich kaum zu atmen wagte. Und dann die unübertreffliche Eleganz der Möbel und Nippsachen. Jeder Stuhl war mindestens doppelt so hoch wie gewöhnliche Stühle und viel schmaler. Bei diesen Aristokraten waren sogar die Teller oval und nicht rund wie bei gewöhnlichen Leuten. In dem Salon, in dem sich die traurige Dame aufhielt, knisterte ein Feuer im Kamin, und ein Tisch war mit Tassen und mit Kuchen gedeckt. In der Nähe des Feuers wartete eine Teekanne in Ruhe aufs Eingießen.

Von hinten gesehen wirkte die Dame noch größer. Sie maß mindestens drei Meter. Ich überlegte, wie ich sie am besten ansprechen könnte. Sollte ich sagen, daß draußen ein Hundewetter war? Zu banal. Sollte ich von Poesie reden? Aber von was für einer Poesie?

»Señora, lieben Sie die Poesie?«

»Nein, ich verabscheue die Poesie«, erwiderte sie, ohne sich nach mir umzuwenden, mit einer Stimme, die vor Mißvergnügen fast versagte.

»Nehmen Sie eine Tasse Tee, das wird Sie beruhigen.«

»Ich trinke nicht, und ich esse nicht, damit protestiere ich gegen meinen Vater. Dieser Dreckskerl!«

Nach einem viertelstündigen Schweigen wandte sie sich um, und ich wunderte mich, wie jung sie war. Sie war ungefähr sechzehn Jahre alt.

»Sie sind sehr groß für Ihr Alter, Señorita; als ich sechzehn war, war ich nicht halb so groß wie Sie.«

»Das ist mir egal. Ich nehme doch einen Schluck Tee, aber sagen Sie es niemandem. Vielleicht esse ich auch ein Stück von dem Kuchen da, aber denken Sie ja daran, nichts zu verraten.«

Sie aß mit ganz außergewöhnlichem Appetit. Als sie beim zwanzigsten Stück Kuchen angekommen war, sagte sie:

»Selbst wenn ich vor Hunger krepriere, gewinnen wird er nie. Ich sehe schon den Leichenzug vor mir mit vier großen, glänzenden Rappen ... Sie bewegen sich langsam vorwärts, und mein kleiner weißer Sarg bildet inmitten der roten Rosen einen weißen Fleck. Die Leute weinen und weinen ...«

Sie fing zu weinen an.

»Das ist der kleine Leichnam der schönen Lukrezia! Ach, wissen Sie, wenn man erst tot ist, läßt sich nicht mehr viel

machen. Ich möchte verhungern, bloß um ihm eins auszuwischen. Dieses Schwein!«

Nach diesen Worten ging sie langsam aus dem Zimmer. Ich folgte ihr.

Im dritten Stockwerk angekommen, traten wir in ein riesiges Kinderzimmer, in dem zu Hunderten ramponierte, zerbrochene Spielsachen herumlagen. Lukrezia ging zu einem Holzpferd, das trotz seines Alters – bestimmt an die hundert Jahre – starr vor sich hin galoppierte.

»Tartar ist mein Liebling«, sagte sie und streichelte das Maul des Pferdes. »Er haßt nämlich meinen Vater.«

Tartar wiegte sich anmutig auf seinen hölzernen Kufen, und ich fragte mich, wieso er sich ganz von selbst bewegen konnte. Lukrezia legte die Hände zusammen und sah ihn nachdenklich an.

»Er kommt sehr weit so«, fuhr sie fort, »und wenn er zurückkehrt, wird er mir etwas Interessantes erzählen.«

Als ich hinausblickte, sah ich, daß es schneite. Es war sehr kalt, aber Lukrezia bemerkte es nicht. Ein leises Geräusch am Fenster ließ sie aufhorchen:

»Das ist Mathilde«, sagte sie, »ich hätte das Fenster offenlassen sollen. Übrigens, hier erstickt man ja.« Daraufhin zerbrach sie die Fensterscheiben, und mit dem Schnee flog eine Elster herein, die dreimal rings im Zimmer umherflatterte.

»Mathilde spricht wie wir; vor zehn Jahren habe ich ihr die Zunge gespalten. Was für eine herrliche Kreatur!«

»Herrliche Kreatur«, krächzte Mathilde mit einer Hexenstimme. »Herrliche Krrreaturrr!«

Mathilde setzte sich auf den Kopf Tartars, der immer noch leise vor sich hin galoppierte. Er war voller Schnee.

»Sind Sie gekommen, um mit uns zu spielen?« erkundigte